

# VON DER ÖKONOMISCHEN NOTWENDIGKEIT ZUR INNOVATIVEN HERAUSFORDERUNG FLICKEN

Verbindungen halten selten ewig: Risse in den Mauern, Löcher in den Jeans, abgeplittertes Geschirr, Falten im Gesicht – die Zeit geht nicht spurlos vorüber, weder an unseren Gegenständen noch an uns selbst. Sie kratzt am Lack der Perfektion, sie verfärbt und verformt die «desigten» Oberflächen, sie nagt an zentralen Verbindungsstellen. Sie arbeitet sich gut sichtbar von aussen nach innen, zuweilen aber auch klammheimlich von innen nach aussen.

Verbindungsstellen sind speziell gefährdet, da diese den schwächsten Bereich bilden. Unsere Alltagsgegenstände sind stets dem Verschleiss, der Abnutzung oder dem Schaden ausgesetzt. Der Umgang mit dem Phänomen Verschleiss prägt unsere Zivilisation. Je nach kulturellen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen können oder wollen wir uns mehr oder weniger Verschleiss leisten.





Der Beckibüetzer Eduard Marti

## VOM FLICKEN ZUM KUNDENDIENST

«Früher sagte man Flicker, später dann Reparieren. Und heute ist der Ort der Instandstellung ein Kundendienst mit angeschlossener Prüfwerkstätte, wobei mit Flicker eher das Auswechseln geschlossener Teilsysteme gemeint ist. Deshalb hat man gemeinhin den Eindruck, es werde nichts mehr geflickt. Doch bei genauerer Betrachtung wird permanent ‚gechlüttert‘, repariert, ausgebessert und verbessert, saniert, renoviert, restauriert, retuschiert, korrigiert, ... die vielen Begriffe zeigen die grosse qualitative Bandbreite verschiedenster Flicktätigkeiten.»<sup>1</sup> Die verschiedenen Begriffe aus dem Repertoire des Flickens unterliegen einer Hierarchie hinsichtlich der allgemeinen Wertschätzung des zu flickenden Gegenstandes. Flicker impliziert weder Sachkenntnis noch viel Zeit- oder Materialaufwand. Als provisorische Handlung im Notfall haftet diesem schnell einmal der negative Touch von Flickwerk an. Reparieren hingegen geht über das bloss Instandstellen hinaus, die fachgerechte Reparatur verspricht Dauerhaftigkeit. Beim Renovieren steht nebst der Erneuerung der Funktionstüchtigkeit vor allem der Anspruch nach dem ästhetischen Mehrwert im Vordergrund. So kommt dem äusseren Schein zwangsläufig mehr Gewicht zu als dem inneren Sein. Hierarchisch zuoberst steht die Kunst des Restaurierens, welche bei der Wiederherstellung den jeweiligen historischen Kontext mitberücksichtigt. Egal um welche Art des Flickens es geht, letztendlich handelt es sich jeweils um eine Form des Verbindens.

## FLICKEN ALS ÜBERLEBENSSTRATEGIE

In vorindustriellen Zeiten war das Flicker eine ökonomische Notwendigkeit. Der Mangel an Rohstoffen und vor allem die fehlenden Geldmittel zwangen die Menschen zum Flicker. Der Bauer war auch Handwerker und versuchte seine Geräte und Gegenstände möglichst lange funktionstüchtig beziehungsweise instand zu halten. Da die landwirtschaftlichen Gerätschaften technisch wenig kompliziert waren, konnten sie in der Regel auch mit einfachen Mitteln geflickt werden. Die Bäuerin schneiderte die verschiedenen Kleidungsstücke meist selbst und flickte diese bis zum Gehtnichtmehr. Reparaturen wurden vor allem im Winter ausgeführt, wenn die Arbeit auf dem Feld ruhte. In Bereichen, in denen die Bauersleute nicht selbst Hand anlegen konnten, boten Wander- und Störarbeiter ihre Dienste an. Zu diesen zählten etwa die Kesselflicker, Korbmacher, Scherenschleifer, Beckibüetzer, Störgläser und Flickschuster. Die Wanderarbeiter – oft Fahrende oder Vagabunden – genossen allerdings bei den sesshaften Bauern kein Ansehen, galten sie doch als heimatlos. Bezahlt wurden sie in Naturalien, also mit Kost und wenn nötig mit Logis. Als billige Arbeitskräfte waren sie willkommen, jedoch nicht als Nachbarn.

In Deutschbünden bezeichnete man früher mit «Spengler» jede Art von Landstreicher, so wie anderenorts etwa der «Korber» oder «Schleifer» in diesem Sinne gebraucht wurde. Der Name Störarbeiter kommt übrigens davon, dass diese den gewohnten Ablauf agrarischer Strukturen störten und ihre Arbeit deshalb Störarbeit genannt wurde. Als Ge-

schichtenerzähler, Wahrsagerinnen oder Heiler brachten sie jedoch Abwechslung in den bäuerlichen Alltag. Beispielsweise stammen die meisten Engadiner Märchen, die der Erzählforscher Gian Bindi aufgezeichnet hat, nachweislich von einer Störschneiderin, die man offenbar mehr ihrer Geschichten als der Arbeit wegen ins Haus kommen liess.

Im Bewusstsein, dass traditionelle Kulturtechniken in der modernen Gesellschaft bald verschwinden würden, hat die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde die Reihe «Altes Handwerk» herausgegeben. Diese beschreibt in Dokumentarfilmen und Begleitpublikationen unter anderem auch die Tätigkeit und Lebensweise vieler einstiger Störarbeiter.

Besonders eindrücklich ist zum Beispiel die Geschichte des «Beckibüetzers» aus dem Napfgebiet – eine im Zeitalter des Sekundenleims kaum mehr vorstellbare Flicktätigkeit.<sup>2</sup> «Aber all diese kleinstädtischen Tageserscheinungen waren bedeutungslos gegenüber dem Auftreten des Beckibüetzers. Zweimal im Jahre, im Frühling und im Spätsommer, bog er eines Tages in den Süesswinkel ein. Die kleine Werkkiste, die er an zwei Lederriemen auf dem Rücken trug und die einem Nachttischli glichen, stellte er in einen der hinteren Hauswinkel. Dann stellte er seine Spindel auf, legte die Instrumente, Bohrer, Draht, Beisszange, Kitt und Wischlappen auf die kleine Werkbank. Dann hob er die zum Schalltrichter geformten Hände zum Mund und rief: ‚Beckibüetzer – de Beckibüetzer isch dooo! (...) Das Echo im Hof war gewaltig. Die Fenster flogen auf. Unter den Haus-



Beckibüetzer Eduard Marti bei der Arbeit mit dem Drillbohrer.



In der Bordüre eines gestrickten Frauenstrumpfs ist mustergültig ein Flickens eingesetzt (um 1875).

türen erschienen die Frauen mit ganzen Scherben in der drillichenen Küchenschürze, und nach einer halben Stunde war ein ganzes Arsenal zerbrochenen Geschirrs um den Scherbendoktor ausgelagert.»<sup>3</sup>

Der in der Reihe «Altes Handwerk» porträtierte «Beckibüetzer» Eduard Marti kam 1918 im Napfgebiet zur Welt als eines von insgesamt neun Kindern. Er war sprachgehemmt und kein guter Schüler. «Edu» hatte schon früh seinen Vater auf dessen Störgängen begleitet und brachte sich selbst mit dem «chlemperen» (flicken) durchs Leben. Er flickte Kessel, Schuhe, Schellenriemen, setzte Fensterscheiben ein, fertigte Dachschindeln – kurzum er machte all das, was einem Dorfhandwerker zu gering schien. Noch in den 1950-er Jahren inserierte er im Emmentaler Blatt als Beckibüetzer und erhielt Ware aus dem Baselbiet, dem Berner Jura, aus Neuenburg und Solothurn.

Der Arbeitsablauf war einfach: Spalt frisch anritzen, damit der Kitt besser hält. Auf beiden Seiten des Risses im Abstand von etwa 1,5 cm mit Hilfe eines Drillbohrers Hafllöcher anbringen. Abgezackte Nägel oder Draht beidseitig abwinkeln und wie eine Klammer mit der richtigen Spannung in die Bohrlöcher versenken. Bohrlöcher und beschädigte Spalten mit Kitt zustreichen.

Das auf diese Weise geflickte Steingutgeschirr war in der Regel für mindestens ein Jahr wieder dicht. Porzellan war zum Haften zu hart; als vornehmes Geschirr fand es in bäuerlichen und kleinbürgerlichen Verhältnissen sowieso kaum Verbreitung. Mit dem Siegeszug von Plastik und billiger Massenware ist

die Arbeit des Beckibüetzers wie so manch andere Störrarbeit hinfällig geworden.

### FLICKEN ALS MORALISCHE PFLICHT

Was das Flickens für unsere weiblichen Vorfahren bedeutete, davon erzählt eindrücklich die Geschichte des Handarbeitsunterrichtes. Bildungspolitisch gesehen gehörte die Ausbildung in Handarbeit zur elementar weiblichen Berufung einer Hausfrau und Mutter. Aus dieser Optik mutierte das Flickens von Kleidungsstücken von der einst ökonomisch bedingten Tätigkeit zur moralisch überhöhten bürgerlichen Pflicht und Tugend. Die persönlichen Mustersammlungen unserer Mütter und Grossmütter sprechen Bände über das Ideal vom mustergültigen Flickens.

Das Stopfen von Tüll, das Wenden eines Hemdenkragens, das Einstricken einer neuen Sockenferse haben heute gerade noch Bedeutung als museales Kulturgut.<sup>4</sup>

Die wirtschaftliche und moralische Notwendigkeit des Flickens rückt im Zeitalter der Massenproduktion immer mehr in den Hintergrund. Und doch gehört interessanterweise das Flickens in den immer zahlreicher werdenden Tauschbörsen zu den offenbar beliebten und gesuchten Angeboten. Geflickt werden heute insbesondere Dinge, die einen emotionalen Mehrwert aufweisen. Eine moderne Variante von Störrarbeit?

### ORNAMENT DER GEGENWART

In den letzten Jahren prägen sie das Bild auf der Strasse: Jugendliche in zerschlissenen Jeans. Oft handelt es sich aber nicht

um echten Verschleiss, vielmehr wird dieser mit dem Neukauf teuer erstanden. Dass Jeans bereits bei ihrer Herstellung an optisch interessanten Stellen geflickt sind, scheint auf den ersten Blick als modischer Zynismus. Bei genauerer Betrachtung entpuppen sich die Flickens als kunstvoll aufgestickte Ornamente, als trüge man heute nicht nur unter, sondern auch auf der Hose eine Tätowierung. Hanno Rauterberg, Redaktor bei der «Zeit», sieht in den Flickens das neue Ornament der Gegenwart. «Man kann das Eingeritzte, das Perforierte und Abgeriebene aber auch als einen eigentümlichen Historismus begreifen: als Sehnsucht nach eigener Geschichte, nach einem Leben, das sichtbare Spuren hinterlässt, das nicht länger oberflächlich und glatt gebügelt ist, das nicht vorüberrauscht, ohne dass es zu spüren wäre.»<sup>5</sup>

Dass dem «Flickens» noch manch ungeahntes Potential innewohnt, illustriert folgender Treffer aus dem Internet: «Einfacher wird's mit dem Kontakt-Flickens: Aufbügeln und mit Kuli oder wasserfestem Filz die Telefonnummer eintragen, in das Licht der Öffentlichkeit eintreten und das Leben als attraktiver Single hat ein strahlendes Ende!»

### INNOVATIVE HERAUSFORDERUNG

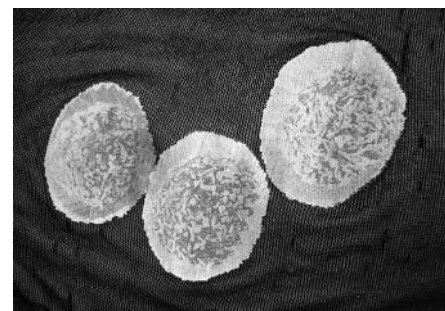
«Jim hatte immer ein Loch in seiner Hose und ausgerechnet immer an genau der gleichen Stelle. Frau Waas hatte es schon hundertmal geflickt, aber es war jedes Mal nach ein paar Stunden wieder da. Dabei gab Jim sich wirklich die allergrösste Mühe, vorsichtig zu sein. Aber wenn er nur rasch einmal auf einen Baum klettern musste oder von dem hohen



Der «Oha Blätz» ziert eine Kinderhose.



«Das Loch bei der grossen Zehe? – Kein Problem, es wurde geflickt: mit Latex!»  
Objekt von Véronique Engeli



«Auf dem Laufsteg ohne Laufmaschen»  
Reparatur eines Damenstrumpfs mit Latex  
Objekt von Véronique Engeli

Gipfel herunterrutschte – ratsch – schon war das Loch wieder da. Schliesslich fand Frau Waas die Lösung, indem sie einfach die Ränder des Loches einsäumte und einen grossen Knopf zum Zuknöpfen drannähte. Jetzt konnte man das Loch, statt es zu reissen, einfach aufknöpfen, dann war es da. Und statt es zu flicken, brauchte man es nur wieder zu zuknöpfen.»

In der Geschichte von Jim Knopf erfindet Michael Ende eine Flicklösung, die eigentlich höchst banal und wohl deshalb eben genial ist. Im Vergleich dazu präsentieren sich die unzähligen käuflichen Flickpatches als phantasieloser Abklatsch aus der Welt der Logos und Comicfiguren.

Dass es durchaus reizvoll ist, im Flickern eine innovative Herausforderung zu suchen, zeigt das Beispiel *Oha Blätz* von Senfblume Design in Zürich. «Aus der Idee heraus, für Kinder einen schönen Flickblätz zu gestalten, der sich von konsumigen Motiven sichtbar abhebt, entstand der *Oha Blätz*. Der kreisrunde Aufnäher erinnert an eine bunte Zielscheibe oder an ein Logo ohne Namen. Er ist ein flimmernder Punkt, in den Kolorits so differenziert gehalten, dass er sich an ganz unterschiedliche Kleidungsstücke – ob bunt gemustert oder unifarben – hervorragend anpasst.» *Oha Blätz* sieht sich als textiles Schmuckstück, was sich auch bei der Gestaltung der Verpackung zeigt. Ein Leporello ist zugleich «Anleitungsbüchlein» fürs Aufnähen, eine Inspirationshilfe für die Beschenkten, denn der *Oha Blätz* ist ein perfektes Mitbringsel für Leute, die es gerne etwas anders mögen.<sup>6</sup>

Einen spannenden Weg im Flickdesign verfolgt die 37-jährige Textildesignerin Véronique Engeli aus Bern mit ihrer Projektidee «Hang zum Flickern», für welche sie von der kantonalen Kommission für angewandte Kunst im Bereich Design und Gestaltung im Jahr 2005 einen Projektbeitrag zugesprochen erhielt.

Engeli möchte dem alten Brauch des Flickens von Textilien ein Comeback ermöglichen, denn das traditionelle Flickern von Kleidern und Textilien entspricht nicht mehr den heutigen Ansprüchen und Bedürfnissen. Um dem Wegwerftrend entgegenzuwirken, seien auf diesem Gebiet dringend neue Ideen und Vorschläge gefragt. Mit dem strapazierfähigen und robusten Material Latex sollen alltagstaugliche und kreative Flick-Lösungen für Gewebe-, Strick- und Lederwaren erarbeitet werden. Latex werde zudem umweltgerecht hergestellt und preisgünstig angeboten. Latex begleitet Engeli als Werklehrerin seit ihrer Diplomarbeit zum Thema «Schmuck aus Latex». Seither experimentiert die Fachfrau mit den Möglichkeiten des Einfärbens, mit der Beimischung von Düften und der Verbindung mit anderen Materialien. Analog den aufsprühbaren Gummifilmen bei Verletzungen möchte Engeli «Verletzungen» in Textilien kurieren: «Latex kann zart, geschmeidig und lichtdurchlässig wie eine Haut sein. Gleichwohl können auch strapazierfähige, robuste und lichtundurchlässige Flächen angefertigt werden. Latex ist elastisch, es lässt sich mit allen saugfähigen Materialien verbinden und kann eine glatte, glänzende oder matte Oberfläche

und jede erdenkliche Struktur oder Bilder aufweisen. Latexhäute lassen sich waschen und sind bis zu 60°C wärmebeständig.»<sup>7</sup>

Nebst der Arbeit an Ausstellungsobjekten umfasst das einjährige Projekt «Hang zum Flickern» auch die Durchführung eines Flick-Angebotes in einer Modeboutique. Die zwei oben abgebildeten Materialproben und Flickvorschläge geben erste Eindrücke, wie bei Engeli das Flickern zur innovativen Form einer neuen *Verbindung* wird. ■

#### Anmerkungen

- 1) aus Presstext zur Ausstellung Flickgut. Gewerbemuseum Winterthur 2004
- 2) Paul Hugger und Hans Marti (1972): Ein «Beckibüetzer» (Geschirrflicker) aus dem Napfgebiet. Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde (Hrsg.), Reihe Altes Handwerk, Heft 31, Basel
- 3) Zitat von Leopold Hess und Hugger, Marti 1972, 5. Anm.3
- 4) Ohlson, Ingrid, Littmann, Birgit (2001): ...durezza und abelaa. Vom Anfang und Ende eines Frauenberufs: Die Ausbildungsgeschichte der Handarbeitslehrerinnen im Kanton Zürich. Zürich
- 5) Hanno Rauterberg: Das geflickte Leben. In: Die Zeit, 28.11.2002 (Nr. 37)
- 6) erhältlich bei: senfblume.design@gmx.ch
- 7) Engeli, Véronique (2005). Hang zum Flickern. Projekteingabe bei der kantonalen Kommission für angewandte Kunst im Bereich Design und Gestaltung, Bern

#### Bildnachweise

- Seite 22: Emil Brunner, © Fotostiftung Schweiz, Winterthur  
Seite 23/24: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde  
Seite 24r: aus «...durezza und abelaa...», Seite 24  
Seite 25l: Senfblume Design  
Seite 25m, r: Viktor Ditti